

UMSCHAU

Oh Gott, Herr Pfarrer ...

Zur römischen Bischofssynode

Die deutschsprachigen Medien widmeten der achten, vom 1. bis zum 28. Oktober 1990 stattgefundenen „Ordentlichen allgemeinen Versammlung“ der römischen Bischofssynode, die Paul VI. am 15. September 1965 mit dem eigener Initiative entstammenden Erlaß „Apostolica sollicitudo“ errichtet hat, im allgemeinen wenig Aufmerksamkeit. Das Thema „Priesterausbildung unter den gegenwärtigen Umständen“ wurde für weitaus weniger interessant gehalten als römische Äußerungen zur Sexuallehre. Da diese beim Priesterzölibat berührt wird, reagierte man denn auch viel lebhafter, als diese Frage zur Sprache kam, obwohl sie in der „Einleitenden Relation“ als bereits entschieden deklariert worden war. Dieses selektive Öffentlichkeitsbild charakterisiert auch die kircheninterne Lage: Wohl und Wehe der Pfarrer werden oft auf die gewiß sehr wichtige Frage des Zölibats reduziert.

Einigermaßen orientierte Leute hielten von Anfang an mit ihren Erwartungen zurück. Die „Bischofssynode“ hat im Unterschied zur, freilich der päpstlichen Zustimmung bedürftigen, Entscheidungsbefugnis des (konziliaren) „Bischofskollegiums“ nur eine beratende Funktion. Es dient dem seelischen Gleichgewicht der Gläubigen, über kirchenrechtliche Bestimmungen Bescheid zu wissen.

Die Mitglieder der Synode werden zwar von den Bischofskonferenzen gewählt (die Anzahl hängt von der Zahl der ihnen jeweils zugehörigen Bischöfe ab) sowie von den römischen Generaloberen der Orden benannt, bedürfen aber der päpstlichen Bestätigung. Zur Bischofssynode gehören eo ipso die Kardinäle, welche Präfekten einer Zentralverwaltung der römischen Kurie sind, ferner vom Papst persönlich bestellte Männer, deren Zahl auf 15 Prozent der Versammlung begrenzt ist.

Was in den 25 Jahren seit der Errichtung der Bischofssynode in der römisch-katholischen Kirche vorgegangen ist, spiegelte sich auch in der personellen Struktur der diesjährigen Versammlung. Heinz-Joachim Fischer, Vatikan-korrespondent der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, bemerkte in seiner gern nur andeutenden Art, „daß die in den letzten Jahrzehnten gebildeten Bischofskonferenzen manche kirchenpolitischen Machtverschiebungen zwischen dem einzelnen Bischof und dem Vatikan mit sich brachten“ (27. Oktober 1990). David Seeber, Chefredakteur der Herder-Korrespondenz, schrieb in einem Zeitungskommentar deutlicher: Daß es bei der Synode nicht zu Widersprüchen kam (insbesondere bei der Zölibatsfrage), „hat auch damit zu tun, daß die Personalpolitik, wie sie von der römischen Kurie und vom Papst selbst gegenwärtig verfolgt wird (der nach römischen Kriterien geistlich stromlinienförmige Kleriker als bevorzugter Bischofskandidat), gesamt-kirchlich zu greifen beginnt“. Kardinal Hans Hermann Groër (Wien) gab vor der Synode ein Beispiel, indem er unter Hinweis auf die jüngste Instruktion der Glaubenskongregation in einem Interview mit der Wiener Kirchenzeitung bemerkte, die Ausbildung der Priesterkandidaten habe sich an die „von der Tradition der Kirche geformte Tradition“ zu halten. Ein dem Verfasser bekannter Publizist hatte den gleichen Eindruck von der Zusammensetzung der Synode, hob jedoch die besonnene Art der von der Deutschen Bischofskonferenz benannten Synodalen und insbesondere ihres Sprechers, des Aachener Bischofs Klaus Hemmerle, hervor.

In der Sache selbst kommt nachdenklich stimmender in den Blick, was in diesem Vierteljahrhundert Kirchengeschichte geschehen ist, wenn man das 1990 entworfene Pfarrerbild vergleicht mit den beiden einschlägigen Dekreten des

Zweiten Vatikanischen Konzils, dem über die Ausbildung der Priester (28. Oktober 1965) und dem umfassenderen über Dienst und Leben der Priester (7. Dezember 1965). Zwar ging es bei der Bischofssynode programmatisch um Ausbildung (ausführlich wurden die Seminare behandelt), aber doch zugleich um deren Ziel, das Priesterbild selbst, so daß heute wie damals die amtierende Priestergeneration zutiefst betroffen ist.

Im Konzilsband III des Lexikons für Theologie und Kirche (1968) bemerkt Friedrich Wulf SJ zum Dekret vom 7. Dezember 1965: „Wenn man bedenkt, in welche Krise der Priesterstand schon bald nach dem Konzil geraten sollte..., dann mutet es eigenartig an, daß es erst einiger energischer Interventionen bedurfte, um (wenigstens andeutungsweise) auf die schon damals herausziehende Krise aufmerksam zu machen“ (145). Die Bischofssynode hat 25 Jahre später kaum mehr Hilfen in dieser Lage angeboten, sie wohl durch ihr betont sakrales und so auch isolierendes Priesterbild erschwert.

In seinem Kommentar zum Konzilsdekret vom 28. Oktober 1965 (Konzilsband II des LThK, 310) schreibt Josef Neuner SJ, es sei dabei darum gegangen, die defensiv ausgerichtete Priesterbildung des Trienter Konzils zu überwinden, und hebt die „Ausrichtung auf ... das Gotteswort als die Quelle der Erneuerung der Kirche“ hervor (er zitiert den evangelischen Theologen Oscar Cullmann, der es lebhaft begrüßte, daß so „das Schriftstudium ganz in den Vordergrund gerückt“ wurde). Bei der Bischofssynode 1990 machte sich mit der starken Betonung des Kultpriestertums eine gegenreformatorische Orientierung deutlich bemerkbar.

Auch wer das Problem des Priesterzölibats nicht isoliert herausheben will, darf es nicht unterschätzen. Beim Konzil wurden in der Vorbereitung des Dekrets über Dienst und Leben der Priester so viele Anmerkungen der Konzilsväter vorgebracht wie „in keiner anderen Frage“ (J. Lécuyer). Eine besondere, jedoch keineswegs ausschließliche Rolle spielte dabei die Rücksicht auf die Ostkirchen. Paul VI. ließ wissen, daß „es nicht opportun ist, dieses Thema in der Öffentlichkeit zu behandeln“, erlaubte aber immerhin schriftliche Äußerungen an den Präsidialrat. Der

bei älteren Katholiken noch heute in gutem Gedenken stehende Kardinal Julius Döpfner drang entgegen der Tendenz, das Problem stillschweigend fallenzulassen, auf eine positive Orientierung in der Erziehung zum Zölibat.

Die bei der Bischofssynode zunächst erstrebte Methode „Roma locuta, causa finita“, die sich dann nicht durchhalten ließ, jedoch ihre Wirkung auch nicht verfehlte, ist gewiß nicht sympathisch, aber ungleich leichter zu ertragen als ein peinlicher „Zwischenfall“. Auf das gut gemeinte, aber recht unglückliche Interview, in dem Kardinal Aloisio Lorscheider von zwei zu Priestern geweihten betagten Ehemännern in Brasilien sprach, reagierte der Papst in einer von Kardinal Tume (Kamerun) verlesenen Erklärung, es handle sich um sehr wenig Fälle, in denen außer der geschlechtlichen Enthaltensamkeit auch das getrennte Wohnen verlangt werde. Worüber sich kaum jemand aufregte: Hier wird das Ehesakrament zur Farce gemacht. Mitfühlend denkt man an die letzten Jahre des Limburger Bischofs Wilhelm Kempf (gest. 1982), der sich für eine menschenwürdige Form der „Viri probati“ einsetzte und deshalb höchstes Mißfallen erntete.

Synodale aus Europa und Nordamerika gingen auf die auch die Kirche mehr und mehr berührenden Frauenbewegungen ein, und Kardinal Albert Decourtray (Lyon) ermahnte die Priester, eine „immer ehrlichere Beziehung zu Frauen“ zu pflegen. Daß über ein Priestertum der Frau nicht diskutiert wurde, kann man nach Lage der Dinge einer vernünftigen Zeitplanung zuschreiben. Hoffentlich kommt man nicht auf die Idee, eine Bischofssynode mit dem Thema „Die Frau in der Kirche“ zu planen.

Stellt man die zwei Priesterbilder des Konzils und der Synode als ganzheitliche Porträts gegenüber, so kann – wenn auch etwas pauschalisierend – gesagt werden: Das Konzil hatte sich bemüht, die Zeitbedingtheiten des gegenreformatorischen Tridentinums hinter sich zu bringen (es gehört zum Kontinuitätsstil, daß am Schluß noch gesagt wird, es werde „das Konzil von Trient fortgesetzt“), das Priesterbild der Bischofssynode wurde eher in Richtung zurück zum Tridentinum gesucht. Kardinal Lucas Moreira Neves (Erzbischof von Salvador in Brasi-

lien) setzte sich in seiner die Synode einleitenden *Relatio* interessanterweise mit der Vermutung auseinander, es bestehe eine „geheime Absicht“, zur Priesterausbildung vergangener Zeiten zurückzukehren. Er bestritt dies für die Synode, der es um das „Heute“ gehe, nicht um „die Zeiten des Konzils von Trient oder des 19. Jahrhunderts“ – freilich um eine „ebenso gründliche, wenn nicht strengere (robustior)“ Bildung des Priesters. Was war damit gemeint?

Daß Kardinal Joseph Ratzinger außerhalb der Tagesordnung gleich am Anfang zu Wort kam, wurde in den Medien als kirchenpolitischer Vorgang kommentiert. Doch seine *Relatio* war vielleicht der theologisch und ekklesiologisch bedeutendste Beitrag der Synode. Es geht ihm um die Restauration jenes heute kaum mehr anzutreffenden „Sacerdos“, des in einer „einzigartigen Verbindung mit Gott“ stehenden Mannes. Von daher, und keineswegs aus einer polemischen Tendenz, ist seine einleitende Auseinandersetzung mit der protestantischen Theologie zu verstehen. Wenn er die These Karl Barths und Dietrich Bonhoeffers kritisiert, das Christentum sei keine Religion (NB: wer die Rolle der Religion auch in heutigen Massakern beobachtet, kann freilich die These verstehen, daß der christliche Glaube die Erlösung auch von Religion ist), dann geht es J. Ratzinger um die Erhaltung und Erneuerung des in der ganzen Religionsgeschichte zentralen Kults. In die gleiche Richtung zielen die kritischen Bemerkungen über die herausgehobene Bedeutung der Schriftlesung, aus welcher das Ideal des Predigers resultiert, und schließlich, wie der Dogmatiker hinzufügt, „die moderne Exegese“. Es ist üblich, den Begriff „Restauration“ negativ zu verwenden; aber die Malaise des „Fortschritts“ hat gelehrt, daß die Geschichte ohne Wiederherstellungen auf Katastrophen zuläuft. Die Frage ist es freilich, was wann restauriert werden kann, ohne daß es zur negativen „Reaktion“ kommt. Dies ist das Problem in der Theologie J. Ratzingers und der Bischofssynode in ihrer speziellen Thematik.

Kardinal Ratzinger charakterisierte nach dieser Grundlegung das katholische Priestertum, das er als presbyteriales und epikopales, wenn auch unterscheidend, zusammensah, als Teilnah-

me an der Sendung Christi und als Nachfolge der Apostel; als Gabe des Heiligen Geistes ist es, wie auch speziell das Bischofsamt, nicht als „Delegation seitens einer Kommunität“ zu verstehen. Das Wort vom „allgemeinen Priestertum“ (1 Petr. 2,9) wird in einen freilich differenzierenden Bezug gesetzt zum Sinaibund Gottes mit Israel. Daß weder im Alten noch im Neuen Testament von daher ein ordiniertes Priestertum ausgeschlossen wird, ist klar, wenn auch die geschichtliche Entwicklung in den ersten christlichen Gemeinden gesehen werden sollte. Damit ist jedoch, wie auch beim Konzil, nicht klar genug, was das „allgemeine Priestertum“ konkret für den Begriff der Kirche bedeutet.

In seiner christologischen Deutung des Priestertums folgte Kardinal Ratzinger ganz der Linie des Konzils, sie theologisch vertiefend. Doch Friedrich Wulf konnte das Dekret über Dienst und Leben der Priester dahingehend kommentieren, daß dort „der einseitig sacerdotale, kultische Charakter des katholischen Priestertums in die große Weite des apostolischen Dienstes hinein... ‚auf-gehoben‘ wurde“ (151). Gewiß bestreitet Ratzinger die Zugehörigkeit dieses Dienstes nicht, und er hat auch im Blick auf die Betriebsamkeit, in der sich heutige Pfarrer aufopfern, durchaus recht mit der Sorge, daß so der „sakrale Aspekt“ vom „bloß funktionalen“ aufgesogen werden kann. Aber wie kann in unserer Gesellschaft, in der wir zu leben haben, der „Sacerdos“ wieder seinen Platz finden? Daß es den „Guru“ gibt, zeigt ein Bedürfnis an – aber doch ein sehr bedenkliches. Zu bedauern ist, daß das „Funktionale“ nur negativ entgegengesetzt wird, als ob sich die meisten Pfarrer als „Funktionäre“ und Organisatoren nicht ihrer ursprünglichen Sendung bewußt wären. Ob nicht mancher Pfarrer fragt: Ach, lieber Herr Professor, kommen Sie doch einmal in meine Gemeinde, aber nicht bloß auf Urlaub ...

In seinen abschließenden „Schlußfolgerungen für die Priester von heute“ bemerkte J. Ratzinger, er wolle damit der Synode „nicht vorgreifen“. Dies hat er in der Tat nicht getan. Denn was da gesagt wurde über das geistliche Leben und Wirken eines Pfarrers, wiederholt sich des längeren in fast allen Relationen. Die Frage ist nur, wie damit unseren armen lieben Pfarrern in

ihren privaten und dienstlichen Nöten geholfen werden kann. Die gleiche Frage stellt sich auch hinsichtlich des Nachwuchses, der ein Standardthema der Synode war, aber in ziemlich traditionellem Stil, dem zumeist das inspirative Moment aus der Gegenwart her fehlte.

Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Bischof Karl Lehmann, bilanzierte am Ende der Synode, sie habe wichtige „Anregungen“ gegeben, ohne freilich „konkrete Beschlüsse zu formulieren“ (die „Propositionen“ an den Papst am Schluß der Synode sind geheim). Zum Zölibat oder der Priesterweihe verheirateter Männer sei „nicht viel Neues“ gesagt und „nur wenig konkrete Hilfe“ geboten worden. Wer die Relationen studiert, gewinnt den Eindruck, daß auch hinsichtlich der in den 13 regionalen Gruppen immer wieder angesprochenen „Identität“ des Priesters zwar in der Tradition bewährte Merkmale geradezu einstimmig genannt wurden, im Blick auf unsere Gesellschaft aber kaum „Neues“ gesagt wurde. Bischof Klaus Hemmerle ging als Schüler Bernhard Weltes mehr in die Tiefe, wenn er die Identität des einzelnen in einem Geflecht von „Beziehungen“ gegeben sah, von der Beziehung zu Christus bis zu allen mitchristlichen und mitmenschlichen Beziehungen. Die Synode beschrieb zumeist „Identität“ mit einer starren begrifflichen Nomenklatur, nicht als die immer auch widersprüchliche Kontinuität eines Lebenslaufs, in dem auch die Standesidentität immer neu gefunden werden muß. Kardinal Neves will die priesterliche Identität allein vom höchsten und ewigen Priester Christus bestimmt sehen, nicht „von einzelnen und Kollektiven, von menschlichen Autoritäten oder Soziologen“.

Die meisten Relationen erwähnen – entsprechend dem vorgegebenen Fragekatalog – die Bedeutung von Pädagogik und Psychologie für die Ausbildung in den Seminaren, ohne daß viel über die Relevanz dieser Disziplinen gesagt wird (das Dekret des Zweiten Vatikanums über die Ausbildung behilft sich mit der Wendung „gesunde Psychologie“). Schon fast gar nichts, außer Ermahnungen, wird über die persönlichen Nöte amtierender Priester gesagt. Es ist eine Freundlichkeit, daß in der beim Schlußgottesdienst in St. Peter verlesenen „Botschaft an das Volk Gottes“ die „Liebe und Hilfe“ erwähnt

wird, welche die Priester benötigen. Doch dies ist schön und gut wie der ganze Stil dieser „Botschaft“. Man kann Publikationen wie die Schriften Eugen Drewermanns kritisieren, aber man kann sie nicht ignorieren.

Lucien Daloz, Erzbischof von Besançon, betonte die Differenz der „Umstände“ zur Zeit des Zweiten Vatikanums und in der Gegenwart. Alle Relatoren stimmen darin überein, daß die Ausbildung in den Seminaren durch längere Praxiszeiten ergänzt werden müsse. Peinlich allgemein aber sind die Zeitdiagnosen, in denen alle sattsam bekannten Signaturen wie Säkularismus, Konsumismus, Materialismus, Sexualismus etc. aufgezählt werden. Es werden zwar Unterschiede der Situation in den einzelnen Regionen der katholischen Weltkirche aufgewiesen, doch entsprechend dem gegenwärtigen Zentralismus wird zumeist pauschalisiert. Die Rede war von der Gefahr, daß in der Dritten Welt Kandidaten in die Seminare aufgenommen werden, die einen sozialen Aufstieg erstreben, aber vom christlichen Glauben keine Ahnung haben. In der vom Titularbischof Dominik Hryosky vorgetragenen Relatio aus den osteuropäischen Ländern wird mit Zufriedenheit festgestellt, daß es dort keinen Mangel an Priesternachwuchs gibt; die dort noch weithin bestimmenden vorkonziliaren Ansichten von der Kirche werden nicht erwähnt.

Bischöfe aus asiatischen und afrikanischen Ländern betonten, es müsse die Priesterausbildung inkulturiert werden, ohne die Einheit der Lehre zu gefährden. Man hätte erwarten können, daß die Unterschiede der Glaubenssituation innerhalb der Weltkirche bei dieser Versammlung aus allen Kulturen deutlicher gemacht worden wären. Doch ganz im Vordergrund stand die Verpflichtung gegenüber dem römischen Lehramt. Im Konzilsdekret über die Ausbildung der Priester wird zwar vom „stets gültigen philosophischen Erbe“ gesprochen, es wird jedoch hinzugefügt, daß „auch die philosophischen Forschungen der neueren Zeit, zumal jene, die beim eigenen Volk bedeutenden Einfluß ausüben, zu berücksichtigen sind“ (Nr. 15). Trotz einzelner Differenzierungen macht die Bischofsynode den Eindruck, als werde ein Allerwelts-typ des Priesters mit einer uniformen Spiritualität angestrebt.

Vom Gehorsam war auch beim Konzil oft die Rede. Würden aber alle Dokumente der Bischofssynode in einem Band mit einem sorgfältigen Register veröffentlicht, dann könnte man gewiß feststellen, wie geradezu umwerfend oft dort das Wort „Gehorsam“ vorkommt und wie selten das Wort „Freiheit“. Ausdrücklich warnte Kardinal L. M. Neves vor „Experimenten“ in der Seminarerziehung.

„Wir leben in einer Zeit der Hoffnung, in einer Zeit des Wachstums, vielleicht des universellen Wachstums der Kirche“, so heißt es in der „Botschaft an das Volk Gottes“. Es ist nichts dagegen einzuwenden, wenn dem wuchernden Krisengerede Zuversicht entgegengesetzt wird. Aber was werden die Pfarrer dazu sagen, die Sonntag für Sonntag in ihrer Gemeinde die Zweifel gerade ihrer Besten, ihre Sorgen um den eigenen Glauben und den Glauben ihrer Kinder und Enkel, aufzuhellen versuchen – die ihre ganze Persönlichkeit einsetzen, damit ihre Gemeinde inmitten der immer fremder werdenden Welt und leider auch angesichts einer so undynamisch gewordenen Gesamtkirche in der Liebe ihres Herrn verbunden bleibt? „Insgesamt scheinen (sic!) die Beratungen zu einer Klärung über das Amt des Priesters unter den kirchlichen Vorschriften (sic!) und den Schwierigkeiten dieses Berufs beigetragen zu haben“, so schließt H.-J. Fischer in der FAZ (28. Oktober) seinen kurzen Bericht über das Ende der Bischofssynode. Ob das zu erwartende Apostolische Schreiben Johannes Pauls II. über diese Versammlung, dessen Inhalt man aus seiner abschließenden, die christliche Liebe hervorhebenden Predigt erahnen möchte, mehr Ermutigungen ausstrahlen wird als die Synode und auch als das eher tadelnde päpstliche Wort vom Samstag zuvor?

Im Oktober wurde im Ersten Programm des deutschen Fernsehens eine Dokumentarsendung „Priesterausbildung im Praxistest“ veranstaltet. Hier kamen Pfarrer selbst zu Wort, die bei der Bischofssynode nur ferne Adressaten waren, wurden die „Schwierigkeiten“ nicht nur in allgemeinen Wendungen deutlich. Nicht in der derzeit laufenden, so unangenehm neokatholisch aufgemachten Serie „Mit Leib und Seele“ (sie ist geradezu ein Beleg für Kardinal Ratzingers Kritik am „Funktionär“), sondern in der vorangegangenen Reihe „Oh Gott, Herr Pfarrer!“ aus dem Leben in einem Pastorenhaus wurde ins Bild gebracht, in welcher konkreten Lage sich Pfarrer in unserer Zeit befinden, die evangelischen und die katholischen, unter je verschiedenen konfessionellen Bedingungen, alle aber in der gleichen Epoche der christlichen Glaubensgeschichte.

Die „Anregungen“, welche die Bischöfe bei ihrer Synode von oben gaben, kamen gewiß aus einer guten Meinung, wenn sie auch hie und da allzu autoritär klingen. Was aber Pfarrer „unter den gegenwärtigen Bedingungen“ an lebensnaher Hilfe in ihrer persönlichen Existenz und in ihrer Seelsorge nicht jeden Tag, aber doch häufig erfahren können, das kommt „von unten“, besser gesagt: von nebenan. Die synodalen Ermahnungen, die Pfarrer sollten umgänglich mit den Gläubigen sein, sind längst überholt (wenigstens in den meisten Regionen). Der „Pfarrherr“ gehört der Geschichte an. Daß daraus manchmal der „Kumpel“ wird, mag im Ernst niemand. Im Ausruf „Oh Gott, Herr Pfarrer!“ wird nicht kritisiert, wird eine von Herzen kommende Solidarität der „Laien“ mit ihren so geplagten Pfarrern bekundet. Aus dieser Solidarität kann wirklich Hoffnung aufgehen. Oskar Köhler

Eine „Liturgische Bewegung“ der Frauen?

Zu Erfahrungen und Liturgiemoellen der Frauenbewegung

Im Jahr 1986 erschien in San Francisco das Buch „Women-Church. Theology and Practice of Feminist Liturgical Communities“ von *Rosemary Radford Ruether*, dessen deutsche Übersetzung

unter dem Titel „Unsere Wunden heilen / unsere Befreiung feiern. Rituale in der Frauenkirche“ herausgegeben wurde¹. Der deutsche Titel verlegt den Schwerpunkt von den grundsätzlichen